Die allgemeinen Umrisse der dichterischen Entwicklung Chamissos, seine Beziehungen zu den einzelnen Strömungen der Romantik und die Art und Weise, wie sich unter diesen Einflüssen seine Eigenart entfaltete, sind von Koch und Walzel in den Einleitungen zu ihren Ausgaben (bei Cotta, Bibl. d. Weltlitt. und in Kürschners Dtsch. Natlitt. Bd. 148) klargelegt worden. Die Erklärung der einzelnen Gedichte ist bisher wenig gefördert. Ausser einigen Beiträgen in Götzingers „Deutschen Dichtern" und in Zeitschriften (s. die Jahresberichte f. neuere Littgesch. 1892, I) hat nur Walzel zu verschiedenen Gedichten dankenswerte Erläuterungen gegeben. Im folgenden wird ein kleiner Beitrag zur Quellenfrage geboten. Es werden zunächst einige Gedichte behandelt, welche ihren Stoff deutschen Sagen, Märchen oder Volksliedern, der mittelhochdeutschen Litteratur oder einer deutschen Novelle aus der Zeit des Dichters entlehnen, sodann solche, deren Vorbild sich in französischen Gedichten und Erzählungen findet. Es folgen andere, die eine litthauische, russische oder orientalische Quelle aufweisen, schliesslich einige historische Gedichte. Man erkennt schon aus dieser Auswahl den ausserordentlichen Umfang des Stoffgebietes der Chamissoschen Lyrik. Ihm wie der Romantik überhaupt war ein Suchen nach Stoffen und Motiven eigentümlich, die fertig vorlagen und nur der dichterischen Behandlung zu harren schienen. So ist Chamisso in dem Inhalt seiner Gedichte, die rein lyrischen und descriptiven ausgenommen, wenig selbständig. Das Verdienst liegt meistens nur in der Behandlung, in der Assimilation eines fremden Stoffes an die eigene Geistes- und Gemütssphäre, in der Einfügung desselben in eine neue Kunstform in sprachlicher und metrischer Hinsicht.*)

*) Erwähnt seien einige Parallelen zu den Gedichten. In den Stoffkreis des „San Vito" gehört Tennysons Enoch Arden, man vergleiche auch die deutschen und französischen Volkslieder vom heimkehrenden Soldaten oder Matrosen in Eberts Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. VIII, 356 fg. Die Terzinendichtung „Die Retraite" findet in dem „Trompeter" von Kopisch ein Analogon. Zu dem Gedicht „Corsische Gastfreiheit" sei das ähnliche Verhalten Roderick Dhus und Jacobs V. in Scotts Lady of the Lake Canto IV, 29 fg., zu dem Thema der „Kreuzschau" das Herdersche Gedicht „Die Bürde des Lebens" angeführt. Ueber das aus Andersen übersetzte Gedicht „Der Soldat" ist in den Erklärungen zum Lesebuch von Lüben und Nacke einiges beigebracht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Deutsche Volkssagen (1831). — Von diesen fünf Gedichten gehen vier auf Grimms „Deutsche Sagen“ (1816—18) zurück. Die Quelle von No. 2 „Die versunkene Burg“ ist mir zur Zeit nicht bekannt. Das „Riesenspielzeug“ steht bei Grimm I, No. 17, „Die Männer im Zobtenberge“ I, No. 144, „Der Birnbaum auf dem Walserfeld“ I, No. 24, „Die Weiber von Winsperg“ I, No. 493 (Gr. Weinsperg). — Inhaltlich schliesst sich Cham. genau an die Ueberlieferung, zuweilen sogar wörtlich, an. Der anheimelnde, ehrwürdige Ton, den der Dichter den Sagen gegeben hat, gehört seiner eigensten Schöpfungskraft an, und man kann sagen, dass sie durch seine Behandlung eine Neubelebung erfahren haben. Der ersten Sage liegt auch ein sociales Element zu Grunde, welches Cham. vielleicht besonders angezogen hat, die Wertschätzung des Bauernstandes, der nicht zum Spielzeug in den Händen der Riesen gemacht werden darf, wie er denn am Schluss erweiternd hinzufügt, dass das Riesengeschlecht gerade aus Bauernmark entsprossen sei. Die Sage war in verschiedenen Gegenden Deutschlands bekannt und besonders wie bei Grimm im Elsass localisiert, vergl. Aug. Stöber, Die Sagen des Elsasses (p. 202) und Oberrheinisches Sagenbuch (p. 226), Schambach-Müller, Niedersächsische Sagen No. 158,3 (p. 143), weitere Nachweise ebendort p. 355 Anm. Die neueren Bearbeitungen sind bei Götzinger, Deutsche Dichter II, 71 aufgeführt, vergleiche noch Aug. Stöber, Die Riesenmaid von Niedeck, Gedichte. Mühlhausen 1867.

Ueber die Sage von den „Männern im Zobtenberge“ ist nichts Wesentliches zu bemerken. Der Grundgedanke der Dichtung vom „Birnbaum auf dem Walserfeld“ ist, dass, wenn dereinst der jetzt verdorrte Birnbaum frisch ausschlagen und grünen werde, würde ein Blutbad, ein Weltenkampf entstehen. Mit grosser Anschaulichkeit sind von Cham. die Neubelebung des abgestorbenen Baumes und die Anzeichen des nahenden Kampfes geschildert. Zu V. 20 „Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild“ sei bemerkt, dass nach der Vorlage der Baiernfürst sein Wappenschild an den Baum hängen, aber niemand wissen werde, was dies zu bedeuten habe. Am Schluss nimmt der Dichter unter Fortsetzung des Gleichnisses vom Birnbaum auf seine eigne Zeit Bezug, wo sich die Folgen der Julirevolution auch in Deutschland bemerkbar machten. Ob die Stunde des grossen Kampfes gekommen sei, will er nicht entscheiden, aber die Zeiten bedünken ihn ernst. Dieselbe Sage ist von A. L. Follen 1832 behandelt (abgedruckt in Erlachs „Volkslieder der Deutschen“ III, 507) und neuerdings von Wilh. Müller als alte Weissagung für das Jahr 1893 in der Romanzeitung Leixners XXX, No. 28. Eine sehr glückliche Nachbildung ist das Gedicht von den „Weibern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Weinsberg.“ Ueber den Stoff ist besonders die Abhandlung in der Germania Bd. 35 (1880) p. 285 zu vergleichen. Das älteste Gedicht steht in Heinrich Buntings Braunschweigischer Chronik 1584. Ein anderes von Birken hat Erlach a. a. O. III, 391 mitgeteilt. Während Cham. die Sage in würdigem und ernstem Tone darstellt, behandelt sie Bürger in seiner Ballade in derbem Bänkelsängerton. Zu erwähnen ist noch das dramatische Fragment von Uhland.

Die Sonne bringt es an den Tag (1827). Die Mutter und das Kind (1830). Hans im Glück (1831). — Diese drei Dichtungen finden ihre Quelle in den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm (1812/15, 1819) und zwar der Reihe nach in No. 115, 109 und 83. In ersterem Gedicht ist der Inhalt der Erzählung genau beibehalten und nur aus Kompositionsrücksichten eine Aenderung der Anordnung der Ereignisse vorgenommen. Während das Märchen die Ermordung des Juden durch den Schneidergesellen, die rächenden Worte des Sterbenden, die Heirat des Mörders und seinen späteren Selbstverrat nacheinander erzählt, beginnt Cham. sogleich mit der Situation in der Werkstatt, wo dem Meister Nicolas — der Name rührt erst von Cham. her — beim Blitzern der Sonne durch die Fenster die verhängnisvollen Worte entfallen. Erst aus dem Zwiegespräch mit seiner Frau erfahren wir die Vorgeschichte des Mordes. Meisterhaft ist die Erpressung des Geheimnisses durch die Frau in geschickter Steigerung geschildert. Am Schluss wird dem Gedicht noch eine altertümliche Färbung dadurch gegeben, dass der Verbrecher aufs Rad geflochten wird und die Raben krächzend zum Hochgericht ziehen. Dieselbe Erzählung hat Grimm (K. H. M. III, 204) mit anderer Wendung im Boner und im Aesop des Huldrich Wohlgemuth nachgewiesen. Als der Grundidee nach verwandt wird gewöhnlich die griechische Sage von den Kranichen des Ibykus und die deutsche von den Raben des heiligen Meinrad erwähnt. Ich verweise noch auf das Gedicht von Millevoye „La Feuille du Chêne“ (Oeuvres par P. L. Jacob (Bibliophile) I, 213). Ein reicher Reisender wird in einem Wald angefallen und, obwohl er verkündet, dass die nahe Eiche einst seinen Tod anzeigen werde, von dem Angreifer ermordet. An der Seite einer Gattin vergisst der Mörder das Geschehene. Als er aber einst im Walde in der Nähe einer Quelle Milch trinkt, fällt ein Blatt von einem Baum hinein, er ruft entsetzt *C'était ta feuille, arbre du voyageur* aus, das Blatt, die Milch, die Quelle erscheinen ihm blutend und so verrät er sich. Man hängt ihn an den Galgen. Das strophische Gedicht hat den warnenden Refrain *Reposons-nous sous la feuille du chêne.* — Das zweite Gedicht gehört zu den innigsten, die Cham. verfasst hat. Einer Mutter erscheint

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachts ihr eben verstorbenes Kind im Totenhemd und bittet sie, das Weinen zu lassen, da sein Hemd von den Thränen der Mutter durchfeuchtet sei, und es daher im Sarg nicht schlafen könne. Dass die Mutter auf die Bitte des Kindes ihm bald ins Grab folgt, ist ein erst von Cham. hinzugefügter Zug. Das Lyrische, das in dem Stoffe liegt, hat Cham. besonders hervortreten lassen. Zu dem alten Volksglauben hat Grimm a. a. O. III, 198 einige Belege geliefert (Edda, dänisches Volkslied vom Ritter Aage und Volkslied bei Meinert). — An dem Gedicht „Hans im Glück" fesselt besonders der volkstümliche Humor; Styl und Darstellung kehren im Urteil des Schemjáka (s. u.) wieder. Zur Stoffgeschichte führe ich das ähnliche Märchen bei Cosquin, Contes populaires de Lorraine, Bd. I, No. 13 an, wo der Held nacheinander eine Kuh, eine Ziege, eine Gans, einen Hahn verkauft, um schliesslich *un crottin* zu behalten.

Der Gemsenjäger und die Sennerin (1828). Die Liebesprobe (1832). — Die Quelle des ersten Volksliedes ist mir nicht genau bekannt. Verwandt ist das „Hirtenlied" in Nicolays Feynem kleynen Almanach (1777—78), in den Berliner Neudrucken I, No. 3. Beide Gedichte enthalten in directer Rede die Bitte des Jägers (Hirten), der sich in der Nacht verirrt hat, an die Sennerin (Schäferin), ihn in ihrer Hütte aufzunehmen. Erst nachdem er versichert, sich gut und friedlich zu halten, wird er eingelassen. Bei Nicolay erkennt das Mädchen in dem Einlass Begehrenden seinen Schatz, bei Cham. giebt der Jäger am Morgen dem Mädchen, wie so oft in Volksliedern, einen Ring und verspricht ihm die Ehe. Als ein Anklang an das volksmässige *tageliet* erscheinen die Worte des Mädchens beim heranbrechenden Morgen: „ O, lieber, lieber Jäger, | So schnell verging die Nacht, | Auf, auf, du musst nun scheiden, | Bevor der Hirt noch erwacht." Zu vergleichen ist noch das Gedicht „Die spröde Schäferin" in Büschings und v. d. Hagens Sammlung deutscher Volkslieder 1807 S. 93, welches auch mit dem Dialog des Einlass begehrenden Jägers und der Schäferin beginnt, wo aber das Mädchen die Bitte abschlägt. — Das andere Volkslied „Die Liebesprobe" ist aus „Des Knaben Wunderhorn" (1806) I, 62 (Cham. lernte diese Sammlung gleich nach dem Erscheinen kennen, s. den Brief an Varnhagen von Ense vom 7. Septbr., Werke ed. Hitzig und Palm 1856. Bd. V, 169) oder aus der erwähnten Sammlung Büschings und v. d. Hagens p. 193 geschöpft. Die zehn Strophen des Volksliedes sind bei Cham. zu vierzehn erweitert, die einfache vierzeilige Strophe mit der Reimstellung aabb in die kunstvollere fünfzeilige Strophe mit den Reimen aabxb verwandelt. Die Sprache ist überall geglätteter und schwungvoller, aber ohne sich des Tones des Volksliedes zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entäussern, der Rhythmus des Verses ist einheitlicher gestaltet. Diese Einfügung des Volksliedes in einen höheren Kunststyl ist in ihrer Art meisterhaft. Der Anfang lautet

im Volksliede:	bei Chamisso:
Es sah eine Linde ins tiefe Thal, War unten breit und oben schmal, Worunter zwei Verliebte sassen, Vor Lieb ihr Leid vergassen.	Es wiegte die alte Linde Ihr blühendes Haupt in dem Winde, Verstreuend Duft in das Land; Und unter der Linde sassen Zwei Liebende Hand in Hand.

Die folgende Strophe des Volksliedes, das Zwiegespräch der Liebenden, hat Cham. in zwei Strophen aufgelöst:

„Feinsliebchen, wir müssen von einander, Ich muss noch sieben Jahre wandern.“	„Feinlieb, ich muss nun scheiden, Dich sieben Jahre meiden, 's ist eine lange Zeit; Ich frage nach sieben Jahren, Ob du den andern gefreit.“
„Musst du noch sieben Jahre wandern, So heirat ich mir keinen andern.“	„Ach nein, ich will dich erwarten Die sieben Jahre, die harten, Ich will die Deine sein; Ich will die Treue dir halten Und keinen andern frein.“

Den Ablauf der sieben Jahre erzählt das Volkslied in einem einzigen Verse, Cham. in einer Strophe. Das erstere berichtet dann kurz, dass das Mädchen wieder in den Garten zu der Linde geht, um den Geliebten zu erwarten. Cham. aber wiederholt, wie er das häufig thut, die Anfangsstrophe mit einer kleinen Veränderung und bringt in der nächsten eine Apostrophe der Linde durch das klagende Mädchen. Jetzt kommt ein Ritter angesprengt. Seine Frage an das Mädchen, ob ihr Vater und Mutter gram wären, oder ob sie heimlich einen Mann habe, lässt Cham. aus dem Volkslied fort. Die sechste Str. des letzteren wird wieder zu zweien erweitert, in denen der Ritter vorgiebt, der Hochzeit des ungetreuen Geliebten beigewohnt zu haben. Der Schluss ist derselbe; da sie ihrem Geliebten nicht flucht und so die Probe besteht, giebt er sich ihr durch einen Ring zu erkennen. Cham. wiederholt nochmals die einleitende Str. in einer neuen Wendung. Ueber das Thema der erprobten Liebe in der Volkslyrik der verschiedensten Völker hat O. Boeckel in der Zeitschr. f. vergleich. Litt. I, 73 fg. gehandelt, wo aber Chamissos Bearbeitung nicht erwähnt ist.

Der arme Heinrich (1837). — Die Dichtung folgt inhaltlich genau dem gleichnamigen mhd. Epos Hartmanns von Aue, und zwar nach der ersten Ausgabe der Gebrüder Grimm (1815), denen auch die vorhergehende Zueignung gewidmet ist. An Stelle der alten vierhebigen Reimpaare sind reimlose fünffüssige Trochäen getreten, der Umfang der Erzählung ist stark

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gekürzt. Der Ritter Heinrich von Aue ist von der Miselsucht befallen. Cham. sagt nichts über die Ursache des Uebels, die Hartmann in seinem weltlichen Sinn und in seiner Abkehr von Gott erblickt. Dieser erzählt dann des Ritters Reisen zu den Aerzten in Monpellier und Salerno und seine Heimkehr mit der Kunde, dass nur das Blut einer reinen Jungfrau ihn erretten könne. Erst nach dreijähriger Anwesenheit in der Heimat, wo er sich auf einem Gut niedergelassen hat, erzählt er dem Meier und seiner Tochter von der Möglichkeit seiner Heilung. Cham. beginnt geschickt sofort mit dieser Scene im Hause des Meiers. Wie der Entschluss des Mädchens, sich für den Ritter zu opfern, allmählich heranreift, wird bei Hartm. ausführlicher geschildert. Durch die Klagen des Mädchens, das der Ritter scherzweise seine *„gemahele“* (bei Ch. „kleine Frau“) nennt, werden die Eltern nachts geweckt:

umbe ir herren smerzen *wart ir riuwe alsô grôz,* *daz ir ougen regen begôz* *der slâfenden füeze,* *sus erwachte sî diu süeze* V. 478 fg.	Ihres Herrn gedenkend troff der Regen Ihrer Augen auf der Eltern Füsse, Die verstört aus dem Schlaf erwachten. V. 76 fg.

Die Jungfrau sucht die Einwilligung ihrer Eltern zu erlangen; ihre beiden Reden, bei Hartm. V. 593 fg. und V. 670 fg., werden in eine einzige (V. 134 fg.) vereinigt. Wie das Mädchen den Ritter zur Fahrt nach Salerno bewegt, und wie es dort von dem alten Meister auf die Festigkeit ihres Entschlusses hin geprüft wird, folgt der Vorlage. Als das Mädchen zum Opfertot gebunden wird, guckt der von Gewissensqualen geplagte Ritter durch das Schlüsselloch ins Zimmer, wo die Jungfrau nackend liegt; da er es nicht über sich gewinnen kann, diesen schönen Leib dem Tote zu übergeben, hindert er den Alten daran. Das Eingreifen des Ritters wird also nur durch die sinnliche Einwirkung, welche das Opfer auf ihn übt, veranlasst. Diese naive Motivierung hat Cham. fortgelassen. Doch bedeutet die von ihm gegebene keine Verbesserung des Originals. Denn es ist ein zu unvermittelter Uebergang, wenn der Ritter sich erst durch Sophismen über seine Schuld hinwegzutäuschen sucht und dann plötzlich reuevoll den Meister an seinem Werke hindert (V. 321—336). Die Heilung, Heimkehr und Vermählung Heinrichs ist in beiden Gedichten dieselbe. Chamissos Nachbildung hat zwar durch den Fortfall der moralisierenden Betrachtungen und der langen Dialoge dem Original gegenüber gewonnen, aber die natürliche Frische und die kindlich-einfache Ausdrucksweise ist nicht annähernd erreicht. Der Stoff ist überhaupt ein so specifisch mittelalterlicher, dass er eine wirklich moderne Bearbeitung nicht gestattet. Die Sprache ist bei Cham. meistens

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selbständig, nur in einigen Fällen schliesst er sich dem mhd. Wortlaut an. Es genüge eine Stelle anzuführen: *daz er genîslich waere | und waer doch iemer ungenesen* (V. 186) — Der mich lehrte, wie ich zwar zu heilen | Aber ungeheilt doch müsse bleiben (V. 61). Mit Beibehaltung des jetzt ungebräuchlichen Verbs wird der V. 509 *alsus gesweigten sî si dô* mit, „so geschweigten sie das Kind" V. 89 wiedergegeben.

Der Geist der Mutter (1833). — Dass die Quelle dieser Terzinendichtung die Novelle Varnhagens von Ense „Das warnende Gespenst" (s. Deutsche Erzählungen. Stuttgart und Tübingen 1815. p. 83) ist, hat bereits Kurz, Gesch. d. dtsch. Litt. III, 522 vermutet. Nach der Novelle kehrt ein junger Graf aus seiner Garnisonstadt auf sein Schloss zurück, um die ihm durch den Tod seiner Mutter zugefallenen Güter, welche sein Vater während seiner Minderjährigkeit verwaltet hatte, jetzt selbst zu übernehmen. Seinem Vater ist er ganz entfremdet, besonders nach dem Tode seiner innigst geliebten Mutter, welcher er bei Lebzeiten durch Beziehungen zu einer anderen Dame, die er jetzt geheiratet hat, gekränkt hatte. Die Aufnahme bei seinem Vater ist daher äusserst kalt, man trennt sich bald. Nachts wird er plötzlich durch das Winseln seines Hundes aus tiefen Träumen gerissen und erblickt in einer Ecke des Zimmers eine neblichte Gestalt mit den Zügen seiner Mutter, die händeringend mit den Armen nach der Thür zeigt. Da hört er auch verdächtige Schritte auf dem Gang, er springt aus dem Bett auf und reisst, den Degen in der Hand, die Thür auf, worauf sich eilends jemand entfernt. Beim Nachsuchen findet er ein Messer auf dem Boden, auf dem er am andern Morgen den Namenszug seines Vaters entdeckt, von einem Diener wird er in seinem Verdacht bestärkt und reist sofort ab. Schwermütig geworden, stirbt er bald, nachdem er auch den Tod seines Vaters erfahren hat. Aus diesem Stoff hat nun Cham. ein düsteres und geheimnisvolles grau in grau gemaltes Gedicht in zerrinnenden Umrissen gemacht. Der Leser ahnt nur allmählich den Zusammenhang, den Anschlag des Vaters auf den Sohn, dem er das mütterliche Erbe nicht vorenthalten kann (das Motiv der Wiederverheiratung mit der früheren Concubine fehlt bei Cham.). Um das Erscheinen des Geistes der Mutter erklärlicher zu machen, betont Cham. die Anhänglichkeit des Sohnes an die Mutter viel mehr und lässt ihn, was der Vorlage fehlt, vor seiner Ankunft an ihrem Grabe ein Gebet verrichten, auch verbringt er die verhängnisvolle Nacht im Totenzimmer der Mutter.

Nachtwächterlied (1826). — Das Gedicht beginnt mit den volkstümlichen oft variierten Versen: Hört, ihr Herren, und lasst euch sagen, | Was die Glocke hat geschlagen: | Geht nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Haus und wahrt das Licht, | Dass dem Staate kein Schaden geschicht. Andere Variationen dieses Motivs finden sich in Büschings und v. d. Hagens Volksliedersammlung p. 40 und in dem eingelegten Lied des Clowns in den Volksschauspielen vom Dr. Faust, s. Simrock, Volksbücher IV, p. 208 und 221 und Scheible, Das Kloster, Bd. V. p. 779 u. ö., vergl. den Wächterstreit über die richtige Fassung „Bewahrt" oder „Verwahrt das Feuer und das Licht" in Gellerts Fabel II, 6. Inhaltlich gehört das Gedicht in die politische und sociale Ideensphäre der Bérangerschen Lyrik, die einen so grossen Einfluss auf den Dichter ausgeübt hat. Die als Motto vorausgesetzten Verse *„Éteignons les lumières Et rallumons le feu"*, welche in der 4. Str. (Blase jeder, was er kann, | Lichter aus und Feuer an) übersetzt werden, weisen uns noch auf ein bestimmtes Gedicht hin. Diese Verse gehören zu dem Refrain des Liedes „Les Missionnaires", das sich schon in der zweiten Sammlung vom Jahre 1821 befindet (s. Brivois, Bibliographie de Béranger. Paris 1876. p. 4). Es ist eine scharfe Satyre gegen die jesuitischen Sendboten, die zu jener Zeit Frankreich überschwemmten; daher bei Cham. der natürlich ironisch gemeinte Refrain „Lobt die Jesuiten." Nach einem vom Teufel selbst ersonnenen Plane — so fingiert Béranger — wollen diese Sendlinge unter dem Deckmantel der Frömmigkeit die Aufklärung in Frankreich systematisch unterdrücken, alle Ketzer und Freidenker vernichten und den Staat unter die Botmässigkeit der Kirche bringen. Diese Ideen hat Cham. in freier Weise nachgebildet, wie folgende Vergleichung zeigt:

Plaçons dans chaque prône, *Non point le trône sur l'autel,* *Mais l'autel sur le trône!* *Comme aux bons temps féodaux,* *Que les rois soient nos bedeaux.*	Gott im Himmel, wir auf Erden Und der König absolut, Wenn er unsern Willen thut.
L'Intolérance, front levé, *Reprendra son allure;* *Les protestants n'ont point trouvé* *D'onguent pour la brûlure.* *Les philosophes aussi* *Déjà sentent le roussi.*	Feuer, ja, zu Gottes Ehren, Um die Ketzer zu bekehren Und die Philosophen auch Nach dem alten, guten Brauch.

Aehnliche Gedanken zeigen Bérangers Gedichte: Les Capucins, Les Révérends Pères und Le Missionnaire de Montrouge.

Die Grossmutter (1829) — Quelle ist Victor Hugos „La Grand' mère" in den „Odes et Ballades" (1822—26). Das Versmass des Originals (5zeilige Strophen in Alexandrinern mit der Reimstellung abaab) ist in die Strophenform aabccb (5füssige Jamben) umgewandelt worden. Fortgelassen sind die 4. und 5. Strophe V. Hugos, in denen die Kinder die Grossmutter bitten, ihnen Lieder von fahrenden Troubadours, von Rittern und Damen und von Feen vorzusingen, ebenso die Anspielungen auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Sagen von Lucifer, vom Zwergenkönig und von Roland-Turpin. Damit geht der schöne Gegensatz, dass die Kinder erst um weltliche Geschichten, dann um geistliche — die Geburt Christi — bitten, ganz verloren. Die 6. und 8. Str. V. Hugos sind grösstenteils in die 5. bei Cham. zusammengezogen.

Der Kranke (1829). — Der Dichter hat selbst „nach Millevoye" hinzugesetzt. Quelle ist dessen Elegie „La Chute des Feuilles" (Oeuvres I, 76). Die strophische Gliederung rührt erst von Cham. her. Ein Todeskranker besucht im Herbst zum letztenmal einen Wald, seine Lieblingsstätte von Jugend auf, aber in jedem herabfallenden Blatt sieht er ein Vorzeichen seines nahenden Todes. Er gedenkt bei Millevoye des *„fatal oracle d'Epidaure"*, das ihm zu dieser Zeit sein Ende geweissagt habe; Cham. lässt ihn realistischer sich des Ausspruches seines Arztes erinnern. Er malt sich den Besuch seines Grabes durch die Mutter und die Geliebte aus:

Tombe, tombe éphémère!
Voile aux yeux ce triste chemin,
Cache au désespoir de ma mère
La place où je serai demain.
Mais, vers la solitaire allée
Si mon amante désolée
Venait pleurer, quand le jour fuit,
Éveille par un léger bruit
Mon ombre un instant consolée.

O falle, Laub! Dem Aug' entziehe du
Der Mutter, die mit Schmerzen mich geboren,
Die schmerzlich-stille Stätte meiner Ruh'!
Sie hat die Hoffnung, unerfüllt, verloren.
Wenn aber eine kommt, die ich gemeint,
Und sucht den kleinen Platz in Waldesräumen,
Und auf den Hügel sie sich wirft und weint,
O rausche Laub! ich werde von ihr träumen.

Er wird unter einer Eiche im Wald begraben, aber die Erwarteten besuchen nicht das Grab. Nur die Tritte des Hirten vom Thal stören die Ruhe der Grabesstätte (Millevoye), nur das Wild nähert sich dem von Laub und Schnee verschütteten Ort (Cham.).

Mateo Falcone, der Korse (1830). — Diese Terzinendichtung geht auf die 1829 erschienene Novelle Prosper Mérimées „Mateo Falcone" zurück. Bei Porto-Vecchio auf Corsica, am Rande eines *mâquis* (eines besonders dichten Buschwaldes, der auf einer durchWaldbrand vernichteten Stelle entstanden ist), eines Schlupfwinkels vieler Räuber, wohnt der finstere Held der Erzählung. Die von Mérimée gegebene Charakteristik hat Cham. fortgelassen, ebenso die Schilderung der Gegend und des *mâquis*. Ein verwundeter Bandit, namens Gianetto Sanpiero, der von einer Regierungstruppe, den sog. jaunes (Cham. „Gelben") wegen ihres gelben Rockkragens, verfolgt wird, flieht in Falcones Haus. Er überredet vermittelst eines Fünffrankenstücks dessen Sohn Fortu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nato, ihn in einem Heuhaufen zu verbergen. Aber der ankommende Anführer der Truppe Tiodoro Gamba, ein Verwandter Falcones, bestimmt den Knaben durch das Geschenk einer Uhr den Versteck zu verraten. Aus dem Dialog beider sei eine mit Cham. genau übereinstimmende Stelle mitgeteilt: (Gamba:) *... C'est moi qui sais que tu l'as vu.* — (Fortunato:) *Est-ce qu'on voit les passants quand on dort? — Tu ne dormais pas, vaurien; les coups de fusil t'ont réveillé. — Vous croyez donc, mon cousin, que vos fusils font tant de bruit? L'escopette de mon père en fait bien davantage. — Que le diable te confonde! ... Vaurien! dit l'adjudant Gamba en le prenant par l'oreille ... Peut-être qu'en te donnant une vingtaine de coups de plat de sabre tu parleras enfin. Et Fortunato ricanait toujours. „Mon père est Mateo Falcone!" dit-il avec emphase. „Sais-tu bien, petit drôle, que je puis t'emmener à Corte ou à Bastia"*; vergl. dazu Cham. V. 25—36.

Der Verratene wird gefangen genommen und seine Wunden werden verbunden. Der mit seiner Frau heimkehrende Falcone erfährt den Vorgang und ist über die Verräterei seines Sohnes wie zerschmettert. Er lässt es ruhig über sich ergehen, als der Bandit auf die Schwelle seines Hauses spuckt. Den um Verzeihung flehenden Sohn stösst er von sich und wendet sich zu seiner Frau: *„Femme, dit-il, cet enfant est-il de moi?" Les joues brunes de Guiseppa devinrent d'un rouge de brique. „Que dis-tu, Mateo? et sais-tu bien à qui tu parles?* (Cham. V. 130). Mateo fasst einen furchtbaren Entschluss, er wirft die Uhr gegen einen Stein und befiehlt dem Knaben, mit ihm in den Wald zu kommen. *Il sonda la terre avec la crosse de son fusil et la trouva molle et facile à creuser. L'endroit lui parut convenable pour son dessein. „Fortunato, va auprès de cette grosse pierre."* (Cham. nennt die Stelle der That den „schwarzen Stein." V. 154 u. 178). *L'enfant fit ce qu'il lui commandait, puis il s'agenouilla. „Dis tes prières." „Mon père, mon père, ne me tuez pas!" Dis tes prières! répéta Mateo d'une voix terrible. L'enfant, tout en balbutiant et en sanglotant, récita le Pater et le Credo. Le père d'une voix forte répondait Amen! à la fin de chaque prière. „Sont-ce là toutes les prières que tu sais?" „Mon père, je sais encore l'Ave Maria et la litanie que ma tante m'a apprise." Elle est bien longue, n'importe. L'enfant acheva la litanie d'une voix éteinte. „As-tu fini? — Oh! mon père, grâce!"* Darauf tötet der Vater den Sohn mit einem Flintenschuss. Der herbeieilenden Frau verkündet er, dass er Gerechtigkeit geübt habe. Er nimmt seinen Schwiegersohn Tiodoro Bianchi jetzt in sein Haus auf, Cham. nennt ihn Renzone (im Reim mit „bewohne").

Ein Lied von der Weibertreue (1830). — Die als Motto vorausgedruckten Verse *S'il est un conte usé, commun et rebattu, C'est celui qu'en ces vers j'accomode à ma guise* sind die Anfangsverse der Lafontaineschen Conte *„La Matrone d'Éphèse"*, der Cham. den Stoff entlehnte, und die selbst auf Petron zurückgeht. Cham. hat zwar den Inhalt der Erzählung herübergenommen, ist aber in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Darstellung selbständig und eigenartig. Lafont. giebt in satyrischem Tone eine einfache Erzählung, in der sich Thatsache an Thatsache reiht, untermischt mit Anspielungen auf den Wankelmut und die Untreue der Frauen. Er versucht das antike Colorit zu wahren, die Handlung spielt in Ephesus, die Amme erscheint noch als Sklavin; die Schatten der Verstorbenen im Hades, die Götter und das Schicksal werden angerufen. Das Versmass zeigt freien Wechsel von 12- und 8silblern mit verschiedener Reimstellung. Cham. machte daraus eine Ballade in jambisch-anapästischem Rhythmus mit einem Refrain und der Reimstellung aabb. Die handelnden Personen sind von Ort und Zeit losgelöst und noch mehr modernisiert. Es giebt da nur die Frau, ihre Amme, den Hauptmann, den Mann der ersteren und den Landsknecht. Die Schilderung ist halb schaurig-furchtbar, halb barock und abgerissen, es ist die Art der englischen Balladen, wie sie durch Bürger in Deutschland eingeführt wurde. Cham. führt uns in den ersten Strophen unmittelbar in eine bestimmte Situation ein: hier der am Galgen Posten stehende Soldat, dort die im Grabgewölbe neben ihrem toten Gatten trauernde Frau; Lafont. führt das in grösserer Breite aus. Ausführlich schildert Cham. die Hungerqualen der Frau, die beschlossen hat, im Grabgewölbe zu sterben. In dem Soldaten naht der Verführer und die Amme redet auch kräftig zu. Erst isst die Frau von dem Abendbrot des Soldaten, um ihn dann zu lieben. Cham. deutet das letztere nur an (V. 106), Lafont. sagt derber V. 163: *Elle éconte un amant, elle en fait un mari, Le tout au nez du mort qu'elle avait tant chéri.* Der Schluss wird bei beiden Dichtern schnell erzählt, an Stelle des am Galgen hängenden und inzwischen geraubten Räubers wird der Leichnam des Hauptmanns mit Zustimmung der Frau aufgehängt, damit der Soldat nicht wegen des Diebstahls selbst den Tod erleidet. Cham. hat kleinere Züge hinzugefügt. Der Soldat erkennt am Schluss in dem toten Hauptmann seinen früheren Führer (V. 138); um den Leichentausch zu verbergen, wird auch dem Hauptmann der Vorderzahn ausgeschlagen, weil dieser dem Räuber fehlt (V. 146.) Ueber den Stoff vergl. Benfey, Pantschatantra I, 460 und E. Grisebach, Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe etc. Leipzig 1889.

Die litthauischen Volkslieder (1826—28). — Die vier Nachbildungen litthauischer Volkslieder gehen auf L. J. Rhesás Dainos oder litthauische Volkslieder, gesammelt, übersetzt und mit gegenüberstehendem Urtext herausgegeben, Königsberg 1825 zurück. Cham. hat in allen Gedichten ein bestimmtes Versschema genau durchgeführt, der Wortlaut der Rhesáschen Uebersetzung ist meistens nicht nachgeahmt, die Sprache ist den einfachen Volksliedern gegenüber künstlerischer geworden. „Treue

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Liebe" ist bei Rhesa p. 284 „Die kranke Braut" bezeichnet. Der heimkehrende Bräutigam findet sein Liebchen sterbend im Kämmerchen, litthauisch Kleete genannt. Der Anfang lautet:

Durchs Birkenwäldchen,
Durchs Fichtenwäldchen,
Trug mich mein Hengst, mein Brauner,
Zu Schwiegervaters Höfchen.

Es schallten munt're Lieder
Hell durch den Fichtenwald.
Es kam ein munt'rer Reiter
Zum Försterhause bald.

Schön Tag! schön Abend!
Geliebte Schwieger,
Was macht mein Mägdlein?
Was macht mein junges Mägdlein?

Frau Muhme, guten Morgen!
Wo bleibt die Liebste mein?
Sie lieget krank zum Sterben,
Im obern Kämmerlein.

Das Volkslied enthält dann den Abschied des Mädchens vom Geliebten und klingt in den Gedanken aus, dass er bald eine andere freien werde. Cham. macht ein Loblied der Treue daraus, indem auch der Bräutigam stirbt und an der Seite des Mädchens begraben wird, daher auch der veränderte Titel. In der Vorlage giebt der Liebhaber der noch Lebenden seinen Ring, bei Cham. steckt er der Toten den Ring merkwürdigerweise in den Mund (V. 34). — „Der Sohn der Witwe" ist bei Rhesa p. 130 „Der Schwestern Klage" betitelt. Walzel wird dem Volkslied nicht ganz gerecht, wenn er behauptet, dass die Pointe des Gedichtes Cham. angehöre. Mehrere Schwestern erwarten die Rückkehr ihres Bruders aus der Schlacht, da kommt sein Ross allein zurück und überbringt die Kunde seines Todes. — Das ist die Fabel, die man aus der nordischen Siegfriedsage (Guþrúnarkviþa II V. 4) kennt. Dieser Kern ist von Cham. herübergenommen, an Stelle der Schwestern sind die Mutter, die Schwester und die Braut getreten, wodurch das Tragische allerdings erhöht wird. Neu und eigenartig ist der Schluss bei Cham., wonach die Trauer der Braut über den Verlust nur drei Wochen, diejenige der Schwester drei Jahre, diejenige der Mutter aber bis zum Tode dauert. Eigentümlich ist dem Stoff das Märchenhafte: die Schwäne als Boten des Krieges, das heimkehrende Ross als Verkünder der Todesbotschaft, die Klage der Sonne, die sich neun Tage in Nebel verhüllen und am zehnten garnicht erscheinen will (Ch. V. 43). Der Dichter hat das Mythische noch vermehrt, indem er die Schwäne auf der Heide ein Grab für den Toten suchen lässt (V. 35). — Das humorvolle Gedicht „Das Familienfest" heisst bei Rhesa p. 62 „Der Sperling" und folgt genau der Vorlage. Rhesa bemerkt, dass seine Uebersetzung wegen verschiedener im Deutschen nicht nachzuahmender Wortspiele dem Original nachstehe. — „Die Waise" findet man bei Rhesa p. 23. Es ist ein Zwiegespräch der Tochter mit ihrer toten Mutter am Grabhügel. Die fesselnde Situation beschäftigte den Dichter noch später, siehe den Cyclus „Thränen" (1830) No. 3.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sage von Alexandern (1833). — In der Einleitung zählt der Dichter eine Reihe zum Teil von ihm selbst behandelter Fabelstoffe auf, so die Sage vom ewigen Juden (s. Walzel p. 174 „Der neue Ahasverus"), die vom Turmbau zu Babel (s. Genesis, 2), die von der Weibertreue im Witwenkleid (s. das oben besprochene Gedicht) und die von Josua (s. Walzel p. 71 im Anschluss an Josua X, 12 humoristisch gestaltet). Auch V. 77—112 werden persönliche Bemerkungen eingeschaltet. Nach eigner Angabe des Dichters ist die Sage hier nach dem Talmud behandelt. Es ist Alexanders Zug nach dem Paradies aus Talmud Tamid IV fol. 32. Die Stelle ist schon von Eisenmenger, Entdecktes Judentum, Königsberg 1711, Bd. II, 321 übersetzt worden und könnte dem Dichter in dieser Form bekannt geworden sein (wiederabgedruckt in Lamprechts Alexander, ed. Kinzel, 1885, Einltg. p. 50, bei Donath, Die Alexandersage im Talmud und Midrasch, Fulda. 1873. p. 29 und Zacher, Iter ad paradisum. 1859. p. 15). Wenn Cham. kein anderes Vorbild als die Talmudstelle gehabt hat, muss geurteilt werden, dass die Nachbildung von hohem, künstlerischen Werte ist. Die occidentalische Fassung der Sage beim Pseudo-Callisthenes und beim Pfaffen Lamprecht, die die Expedition Alexanders in ähnlicher Weise enthält, scheint Cham. nicht gekannt zu haben. Ueber die talmudische Sage vergl. noch Mélusine V, 5. Die Stelle bei Eisenmenger lautet in moderner Orthographie:

Als derselbige kam, sass er an ein fliessendes Wasser und ass Brod und hatte kleine gesalzene Fische in seiner Hand. Da man nun dieselbigen abwusch, bekamen sie einen guten Geruch; darauf sprach er: hieraus kann man abnehmen, dass dieses Quellenwasser vom Paradies komme. Einige sagen, er habe von demselbigen Wasser genommen und sein Angesicht damit gewaschen; andere aber melden, er sei so lange dem Wasser nachgegangen, bis dass er zur Pforte des Paradieses gekommen sei, und daselbst habe er gerufen: Oeffnet mir die Pforte; man sprach aber zu ihm: Dieses ist die Pforte des Herrn, die Gerechten müssen da hineingehen (Ps. 118, 20). Da sagte er: Ich bin auch ein König und bin hochgeachtet, gebet mir etwas. Hierauf gaben sie ihm einen Totenkopf und er nahm ihn mit sich und legte ihn auf eine Wageschale, und all sein Gold und Silber, das er bei sich hatte, legte er auf die andere Wageschale, und der Totenkopf war doch schwerer als das Gold und Silber. Da fragte er die Rabbiner, was solches wäre; und sie antworteten ihm, es wäre ein Totenkopf, und dass das Auge des Fleisches und Blutes nicht könne gesättigt werden. Und als er sie weiter fragte, woher er es wissen könnte, dass dem also sei, nahmen sie ein wenig Staub und bedeckten den Totenkopf damit, und alsbald war das Gold und Silber schwerer. Denn es stehet geschrieben: das Grab und die Hölle werden nimmermehr gesättigt und die Augen des Menschen werden nicht satt (Prov. 27, 20).

Die Verbannten 1. Woinarowski (1831). — Nach Angabe Chamissos ist dieses Gedicht nach dem Epyllion „Woinarowski" des russischen Dichters Ruiléjew († 1826) bearbeitet. Durch Vergleichung mit der wortgetreuen deutschen Uebersetzung von K. Schwering (Progr. d. Gymn. in Düren 1893) kann man sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Cham.'s Verfahren ein Bild machen. Bei der Schilderung der Eislandschaft von Jakutsch, dem Aufenthaltsort des verbannten Revolutionairs Woinarowski, hat Cham. das specifisch russische Gepräge der Vorlage im einzelnen aufgegeben. Hier trifft der auf einer Forschungsreise begriffene deutsche Gelehrte Friedrich Müller Woinarowski in Sträflingstracht. Dieser erzählt ihm seine Lebensgeschichte (Ruiléjew I, 9 fg. Cham. V. 97 fg.). Woinarowski war Teilnehmer der Umsturzbestrebungen Mazeppas. Cham. lässt eine der Verschwörung vorhergehende Episode (Woinarowski, in einem Gefecht in Polen verwundet, wird von einem Kosakenmädchen verpflegt, das er später heiratet) fort. Die verhängnisvolle Verbindung mit Mazeppa hat Cham. weniger ausführlich als Ruiléjew behandelt. Aus Liebe für die Freiheit seiner Heimat, der Ukraine, schliesst sich Woinarowski blindlings Mazeppa an, der in scheinbarer Ergebung die Armee Peters in die Ukraine lockt und diesen mit Karls XII. Hülfe zu schlagen gedenkt. Aber der Sieg Peters bei Pultawa vernichtet den Plan, Mazeppa flieht, stirbt in Bender und wird hier bestattet — alles dies deutet Cham. nur in kurzen Zügen an. Woinarowski selbst wird nach Sibirien verbannt. Der russische Dichter erzählt in epischer Breite, wie er hier einst seine ihm nachgeeilte Frau wiedergefunden hätte, sie aber nach kurzer Zeit gestorben wäre. Cham. lässt effectvoll den deutschen Forscher sogleich an das Grab der Frau treten. Auch die letzten Worte Mazeppas auf dem Totenbett teilt W. dem Freunde mit, die darin ausgesprochene Idee der Vergeltung tritt bei Ruiléjew nicht in demselben Masse in den Vordergrund. Schliesslich trennt sich Müller von dem Einsiedler, erwirkt heimgehehrt seine Begnadigung und findet ihn bei seiner Rückkehr nach Sibirien tot. Auch das grausige Bild, dass er die Leiche halb verschüttet aus dem Schnee hervorragen sieht, hat schon Ruiléjew. — Die Fortsetzung des Gedichtes — „Bestujeff" (Die Verbannten 2) — ist eine Analogiedichtung zu dem ersten Gedicht. Es behandelt die dem Dichter mündlich bekannt gewordene Begegnung Adolf Ermans mit dem Verschwörer Bestujeff im Jahre 1829 (s. Walzel. p. 459) unter ganz ähnlichen Verhältnissen. Der Gedanke der endlichen Vergeltung im Lauf der Geschichte wird weitergeführt.

Das Urteil des Schemjáka (1832). — Mir sind zwei deutsche Uebersetzungen dieses russischen Märchens bekannt, die eine in der Zeitschrift „Janus oder russische Papiere", heraus gegeben von Heideke, Riga 1808 Bd. I, 147 (wiederabgedruckt bei Benfey, Pantschatantra I, 398) nach einem in 12 Quadrate geteilten, russischen, fliegenden Blatt, die andere in den Russischen Volksmärchen von Anton Dietrich (Leipzig 1831) No. 14, p. 187 nach einem in acht Felder geteilten Bilderbogen. Ueber die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganze, sehr alte Märchengruppe handelt Benfey, a. a. O. I. § 166. Von beiden im wesentlichen gleich lautenden Fassungen kommt für Cham. nur die letztere in Betracht. Der künstlerische Wert der inhaltlich sehr treuen Bearbeitung ist ein ziemlich hoher, der trockene Ton der Vorlage ist gleichsam von neuem Leben bewegt, und das Humoristische ist feiner herausgearbeitet. Der Text Dietrichs lautet:

Auf einigen Grundstücken lebten zwei Brüder, der eine war reich, der andere arm. Da kam der arme Bruder zu dem reichen, um ihn um ein Pferd zu bitten, damit er Holz aus dem Walde holen könnte. Der reiche gab ihm das Pferd, und der arme fing nun auch an, um ein Kummet zu bitten; der reiche aber zürnte auf den Bruder und gab ihm kein Kummet. Der arme Bruder aber kam auf den Gedanken, den Schlitten dem Pferde an den Schweif zu binden, und so fuhr er in den Wald nach Holz und lud ein so grosses Fuder, als das Pferd nur zu ziehen Kraft hatte. Als er an sein Haus kam, machte er den Thorweg auf und vergass das vorgelegte Brett (die Thürflügel reichen in Russland nicht bis auf den Boden, der unten frei bleibende Raum wird durch ein Brett versperrt) wegzunehmen, und das Pferd stürzte über das Brett und riss sich den Schwanz aus. Der arme Bauer brachte zu dem reichen das Pferd ohne Schweif, und als der reiche Bruder das Pferd ohne Schweif sah, nahm er es nicht an und ging zu dem Richter Schemjáka, um den armen zu verklagen. Der arme sah, dass er unglücklich werden sollte, und dass man nach ihm schicken würde, und der arme merkte schon lange, dass er nichts zu geben habe, und folgte seinem Bruder auf dem Fusse nach (= Cham. V. 1—56). Da kamen die beiden Brüder zu einem reichen Bauer zum Nachtlager, und der Bauer fing an, mit dem reichen Bruder zu essen, zu trinken und sich zu belustigen, und sie ladeten den armen nicht zu sich ein. Der arme lag auf der Ofenbank, blickte dann und wann auf sie, und fiel plötzlich von der Ofenbank und zerdrückte ein Kind in der Wiege. Und der Bauer ging zu dem Richter Schemjáka, den armen zu verklagen (Ch. bis V. 84). Es traf sich, dass auf dem Wege zur Stadt der reiche Bruder mit dem Bauer und dem armen, der ihnen folgte, über eine Brücke gehen musste, und der arme, der mit ihnen ging, dachte, dass er von dem Richter Schemjáka nicht lebendig wegkommen würde, und stürzte sich von der Brücke, um sich zu töten; aber unter der Brücke fuhr ein Sohn seinen kranken Vater in die Badstube, und er fiel gerade auf ihn in den Schlitten und zerdrückte den alten Mann. Der Sohn ging klagen, dass er seinen Vater getötet habe (Cham. bis V. 98). Der reiche Bruder kam zu dem Richter Schemjáka, um gegen seinen Bruder zu klagen, dass er seinem Pferde den Schweif ausgerissen habe. Und der Arme nahm einen Stein und band ihn in ein Tuch, und liess ihn sehen, hinter dem Bruder stehend, in der Absicht, den Richter zu erschlagen, wenn er nicht für ihn entscheiden würde. Der Richter bedachte, dass er hundert Rubel erhalten könne, und befahl dem Reichen, er solle dem Armen das Pferd zurückgeben, bis ihm der Schweif wieder gewachsen sei (Ch. bis V. 133). Dann kam der Bauer und klagte wegen Ermordung seines Kindes, und fing an zu bitten. Der Arme aber nahm denselben Stein heraus und zeigte ihn dem Richter, hinter dem Bauer stehend. Der Richter dachte, dass er ihm noch hundert Rubel für den zweiten Process geben würde, und befahl dem Bauer, dem Armen seine Frau zu geben, bis er ihm wieder ein Kind erzeugt hätte. „Und du wirst dann die Frau mit dem Kinde zurücknehmen“ (Ch. bis V. 147). Da kam der Sohn und klagte, dass der Arme seinen Vater tot gedrückt habe, und überreichte eine Klageschrift gegen den Armen. Und der Arme nahm denselben Stein heraus und zeigte ihn dem Richter. Der Richter glaubte, dass er ihm für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diesen Process noch hundert Rubel geben würde. Da befahl er dem Sohn, sich auf die Brücke zu stellen, und dem Armen unter dieselbe, und der Sohn sollte ebenso auf den Armen herunterspringen und ihn zerdrücken (Ch. bis V. 161). Da kam der arme Bruder zu dem Reichen, um von ihm nach dem Befehle des Richters das Pferd ohne Schweif zu holen, und so lange zu behalten, bis der Schweif wieder gewachsen sei. Der Reiche wollte nicht gern das Pferd abgeben, und deswegen schenkte er ihm fünf Rubel Geld, drei Tschetwert Getreide und eine milchende Ziege, und versöhnte sich mit ihm auf ewig (Ch. bis V. 175). Da kam der arme Bruder zu dem Bauer, und fing an, nach richterlichem Befehl seine Frau zu verlangen, um mit ihr ein solches Kind zu zeugen. Der Bauer aber fing an, sich mit ihm zu versöhnen und gab dem Armen 50 Rubel, eine Kuh mit einem Kalbe, eine Stute mit einem Füllen, vier Tschetwert Getreide und versöhnte sich mit ihm auf ewig (Ch. bis V. 189). Da kam der Arme zu dem Sohn: „Du musst dich nach dem richterlichen Ausspruch auf die Brücke stellen und ich mich unter die Brücke, und du musst dich auf mich stürzen und mich zerdrücken. Da dachte der Sohn bei sich: „Wie soll ich mich von der Brücke stürzen, ihn werde ich vielleicht nicht zerdrücken, aber mich zerschlagen.“ Und er suchte sich mit dem Armen zu versöhnen und gab ihm 200 Rubel, ein Pferd und fünf Tschetwert Getreide (Ch. bis V. 203). Aber der Richter Schemjáka schickte seinen Diener zu dem Armen, um 300 Rubel zu verlangen. Der Arme aber zeigte ihm den Stein und sprach: „Wenn der Richter nicht für mich entschieden hätte, so würde ich ihn getötet haben.“ Der Diener kam zu dem Richter und sagte von dem Armen, wenn er nicht für ihn entschieden hätte, so würde er ihn mit dem Steine getötet haben. Der Richter fing an, sich zu bekreuzen und sprach: „Gott sei Dank, dass ich zu seinem Besten entschieden habe.“

Ein Gerichtstag auf Huahine (1832). — Cham. verdankt den Stoff dieser zur exotischen Lyrik gehörenden Dichtung nach seiner eignen Angabe der Schrift des englischen Missionars Ellis, Polynesian Researches, II, 457 (in der neuen Ausgabe London, 1859, III, 212). Ellis führt die Erzählung als Beispiel dafür an, wie das Christentum und besonders das von den Missionaren eingeführte, von ihm mitgeteilte, neue Gesetzbuch auf die Sitten und den Rechtssinn der Wilden Tahitis erzieherisch eingewirkt habe. Er bemerkt noch, dass die ganze Gerichtsverhandlung in seiner Abwesenheit und ohne Wissen der anwesenden Missionare allein unter den Eingeborenen verhandelt worden sei. Die Königin von Tahiti, welche im Bewusstsein auf die Vorrechte ihres Standes das Eigentum eines Eingeborenen verletzt hatte, bekennt sich, vor den Richter geführt, schuldig. Cham. hat in der langen Anklagerede des Tahute den armen, aber rechtlichen Mann geschildert, der der Willkür der Vornehmen gegenüber sein Recht mit Festigkeit und Freimut zu wahren weiss. Die Stelle bei Ellis lautet:

In the autumn of 1822, the queen of Tahiti, the widow of Pomare, visited Huahine. Her attendants, who followed in her train from Tahiti, requiring a piece of timber, she directed them to cut down a bread-fruit tree growing in the garden of a poor man on the opposite side of the bay, near which her own residence stood. Her orders were obeyed, and the tree was carried away. Teuhe (Cham. hat Tahute im Reim mit „Mute“), the

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

owner of the spot on which it stood, returning in the evening to his cottage, saw that the spoiler had been there: the stump was bleeding, and the boughs lay strewed around, but the stately trunk was gone. Informed by his neighbours that the queen's men had cut it down, he repaired to the magistrate of the district and lodged a complaint against her majesty the queen. The magistrate directed him to come to the place of public justice the following morning at sun-rise, and substantiate his charge; he afterwards sent his servant to the queen, and invited her attendance to the same hour. The next morning as the sun rose above the horizon, Ori, the magistrate, was seen sitting in the open air, beneath the spreading branches of a venerable tree: on a finely-woven mat, before him, sat the queen, attended by her train; beside her stood the native peasant; and around them all, what may be termed the police-officers. Turning to Teuhe, the magistrate inquired for what purpose they had been convened. The poor man said, that in his garden grew a bread-fruit tree, whose shade was grateful to the inmates of his cottage and whose fruit, with that of those which grew around, supported his family for five or seven months in every year, but that, yesterday, some one had cut it down, as he had been informed, by order of the queen. He knew that they had laws — he had thought those laws protected the poor man's property, as well as that of kings and chiefs; and he wished to know wether it was right that, without his knowledge or consent, the tree should have been cut down. — The magistrate, turning to the queen, asked if she ordered the tree to be cut down. She answered „Yes" — He then asked if she did not know that they had laws. She said: „Yes", but she was not aware that they applied to her. The magistrate asked: „If in those laws (a copy of which he held in his hand) there were any exceptions in favour of chiefs, or kings, or queens." She answered „No" and despatched one of her attendants to her house, who soon returned with a bag of dollars (Ch. hat Piaster), which she threw down before the poor man, as a recompense for his loss. „Stop," said the justice, „we have not done yet." The queen began to weep. „Do you think it right that you shall have cut down the tree without asking the owner's permission," continued the magistrate. „It was not right," said the queen. Then, turning to the poor man, he asked: „What remuneration do you require?" Teuhe answered: „If the queen is convinced that it was not right to take a little man's tree without his permission, I am sure, she will not do so again. I am satisfied — I require no other recompense." His disinterestedness was applauded; the assembly dispersed; and afterwards, I think the queen sent him, privately, a present equal to the value of his tree. —

Chios, 1—6 (1829). — No. 1 „Der Dichter" lässt den grossen Eindruck, den die Lektüre von Pouquevilles Histoire de la régéneration de la Grèce (Paris. 1824) und besonders die Schilderung der Greuelthaten auf Chios auf den Dichter ausübten, erkennen. Dieses mit glühender Begeisterung für die Freiheitskämpfe der Griechen geschriebene, aber historisch sehr einseitige Buch hat seiner Zeit nicht unwesentlich dazu beigetragen, dass die gebildete Welt Europas so sehr für die Griechen Partei nahm. Die Chioten hatten sich nur zögernd dem allgemeinen Aufstand gegen die Türken angeschlossen, sie hatten ihnen sogar viele Notabeln der Stadt, darunter den Erzbischof Plato als Geisseln übergeben. Als aber die türkischen Befehlshaber Elez Aga und Vehib Pascha die Bedrückungen begannen, landete Lycurgus Logothetes mit einer Schaar von Samiern und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zwang die Türken, sich in die Citadelle zurückzuziehen. Da erschien Cara Ali mit einer stattlichen Flotte, warf den Aufstand nieder und begann ein Blutbad, das Pouqueville sehr anschaulich geschildert hat, und aus dem Cham. einige Episoden verwendet. No. 2 „Die Brüder“ steht bei Pouqueville III, 478 (Liv. VII, Cap. 6). Der Monolog des Griechen in der ersten Strophe deutet die erwähnten Ereignisse auf Chios kurz an. Die Vorlage lautet:

. . . un Grec, réfugié dans le consulat de France, informé que son frère n'avait pas été compris dans l'exécution du matin, monte à la citadelle. Il savait qu'on devait pendre le lendemain ce qui restait encore d'otages; et il se flattait de sauver, au prix de sa tête, un père de cinq enfants qui n'avaient plus que lui pour appui et pour espérance dans cette vallée de larmes, d'où il aspirait à sortir en obtenant la couronne du martyre. Il s'était acheminé, chargé d'or et de bijoux, qu'il déposa aux pieds de Véhib pacha en disant: „Mon frère est ton otage, magnifique visir; daigne le rendre à sa famille; père de cinq pauvres innocents, privés de leur mère, accorde-le à leurs larmes, en acceptant ma tête en échange de la sienne, et ces dons précieux que je te conjure d'agréer.“ — Tu seras satisfait,“ répond Véhib pacha. Il dit, et ordonnant à ses gardes d'amener le détenu: vous allez être réunis, sortez . . .“ Puis, au mouvement d'un revers de sa main, les bourreaux, saisissant les deux victimes, font tomber leurs têtes.

Nach diesem Beispiel der Bruderliebe folgt in No. 3 „Die Märtyrer“ ein anderes der Hingabe für den christlichen Glauben, s. Pouqueville S. 481 fg.:

Véhib pacha ordonna de les abondonner (sc. les chrétiens) aux Asiatiques, qui venaient à peine de les égorger, quand les sons d'une musique guerrière annoncèrent l'approche d'une troupe de malheureux qui avaient consenti à embrasser le mahométisme pour se dérober au massacre. On préparait une fête à ces apostats. . . . Mais quelles voix se font entendre? d'où partent ces cris de triomphes: nous sommes chrétiens, vivent Jésus et Marie, gloire à la croix! . . . Les Grecs auraient-ils ressaisi la victoire! auraient-ils reçu quelque secours inespéré? — Oui, la croix triomphe! Une multitude de chrétiens, qui avaient eu la faiblesse d'abjurer leur Dieu dans un moment d'épouvante, n'a pas plus tôt envisagé de près la mort qu'elle lui a paru superbe. Les maisons ruinées de la florissante Chios, les membres encore palpitants de leurs frères, qu'on venait d'assassiner, ont rappelé aux Grecs la céleste patrie qu'ils allaient perdre sans retour par l'apostasie. „Nous sommes chrétiens,“ répètent-ils tous d'une commune voix, rendez-nous la grâce du baptême d'immersion, par le baptême de sang.“ Ils renient ensuite Mahomet et obtiennent le martyre.

No. 4 „Die Geretteten“ steht a. a. O. p. 503 fg. (Buch 7, Cap. 7). Unter den Europäern, welche den Chioten zu Hülfe eilten, befand sich auch der frühere Fregattenkapitain Jourdain, ein Franzose; dieser erlebte das Folgende:

L'aspect du carnage ne nous étonnait plus, lorsqu'en entrant dans une maison dont l'extérieur annonçait l'opulence, je fus surpris de trouver une femme, les cheveux épars, à genoux devant un berceau, sur lequel elle était courbée en le tenant fortement avec ses deux mains. Un homme assassiné, c'était probablement son epoux, gisait à ses côtés. Je m'approchais, quand un enfant fit entendre ses cris; il tendait ses petits bras vers sa mère, comme pour lui demander à têter. Je la croyais évanouie . . . hélas! il ne coulait

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

plus de son sein que quelques gouttes de sang, les Turcs l'avaient percé. Détachant la victime qui était fortement cramponnée au berceau, j'en enlevai l'enfant de la douleur . . . (= Ch. 1. und 2. Str.)

Das Kind wird darauf nach Psara gebracht und einer ebenfalls dem Gemetzel entronnenen Amme aus Chios übergeben. Die Matrosen haben das Kind „Theodora" getauft. Beim Vordringen in die Insel befreit Jourdain einen Griechen, der am Eingang einer Höhle eine junge Griechin gegen drei Türken verteidigt. Diese folgen Jourdain, während ein anwesender Geistlicher auf der Insel ausharren will. Hieraus hat Cham. den Inhalt der 3.—5. Str. componiert; die Pointe des Kindestausches gehört erst ihm an. — No. 5 „Die Leichen" findet sich a. a. O. p. 484 fg. Die aufopfernde Thätigkeit des hier erwähnten Capuciners der französischen Gesandtschaft hat Pouqueville p. 477 angeführt.

Les Turcs qui égorgeaient depuis un mois entier, ayant amoncelé les débris mortels de plus de vingt mille chrétiens au milieu des ruines de Chios, l'air chargé de miasmes putrides engendra la peste, qui serait le terme suprême des misères humaines, si les infidèles n'avaient trouvé qu'ils étaient plus destructeurs que ce fléau En vain le chef des assassins, Véhib pacha, commanda alors de traîner les cadavres à la mer, le port était encombré de tant de victimes égorgées sur la flotte qu'on ne pouvait plus y voguer à la rame. Comme il n'y avait d'ailleurs plus d'Hilotes chrétiens pour purger la ville d'immondices, la soldatesque, qui ne savait qu'assassiner, se contenta de prendre des positions éloignés du foyer de la contagion qui ne tarda pas à pénétrer jusque dans le consulat de France, où le vénérable religieux, inaccessible à la crainte, se signala au point d'entourer sa cellule de tombeaux. Transformant une vigne, unique bien qu'il possédait sur la terre, en cimetière, il y ensevelissait les pestiférés. Il accomplissait ces funèbres devoirs à la clarté de la lune ou de quelque inciendie, en récitant à voix basse la prière des morts, lorsqu'au milieu d'une de ces nuits rendues solennelles par le silence effrayant d'une ville anéantie, le canon d'alarme se fit entendre sur le vaisseau amiral. Une brise de terre assez forte qui s'était subitement élevée, avait poussé vers son bord une foule de cadavres, rangés comme des escadrons qui se seraient avancés pour l'attaquer. Les sentinelles avaient inutilement crié de s'éloigner. Les équipages épouvantés couraient aux armes; on commençait à faire feu, quand les nuages s'entr'ouvrant permirent de distinguer, à la faveur de la lune qui brillait alors, que c'étaient des corps morts dont la plupart des vaisseaux étaient entourés. La crainte du danger faisant aussitôt place à la frayeur, chacun s'imagina reconnaître quelques-unes des victimes qu'il avait frappées. Mais l'effroi fut au comble quand le capitan pacha distingua l'archevêque Platon (que Véhib pacha avait fait traîner à la mer par des juifs), entouré de son clergé, qui flottait sous le château de poupe de son navire, dans l'attitude menacante où le cadavre de Carracciolo apparut dans la baie de Naples aux regards du parjure Nelson et de son infame Hérodiade. (Diesen Vergleich hat Cham. fortgelassen.)

No. 6 „Kanaris" behandelt den Untergang der türkischen Flotte und den Tod des Admirals Ali. Der V. 260 erwähnte Baleste war ein französischer Offizier, den man tötete und dessen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Haupt und Hände Ali überbracht wurden. Während des Bairamfestes griff Canaris mit zwei Brandern Nachts die türkische Flotte an und sprengte das Admiralsschiff in die Luft. Siehe Pouqueville p. 512 fg. Der Führer dieses Unternehmens ist auch in einer Ode Victor Hugos, betitelt „Canaris," in den Orientales (1828) besungen worden, doch hat das Gedicht keinen Einfluss auf Cham. geübt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf